

Charlotte Lyne

Das Haus an der Mündung

Roman



*Dieses Leben des Menschen erscheint
für nicht mehr als einen Augenblick.
Was ihm folgt oder was ihm vorangeht,
wissen wir nicht.*

Beda Venerabilis, Historia ecclesiastica gentis Anglorum

Prolog

Orford, Suffolk, März 1903

„Kommt zurück!“, schrie Me-Me so laut, dass ihre Lungen schmerzten, „Theo, Fabia – kommt zurück!“

Wie von selbst verfiel sie ins Laufen. Der enge Rock zwang sie zu winzigen Schritten und der feuchte Sand blieb ihr an den Absätzen kleben. So langsam, wie sie vorankam, würde sie die beiden nicht einholen, ehe die schaumigen Klauen des Flusses sie erfassten. Me-Mes zwei ältere Kinder waren für gewöhnlich brav und wussten, dass sie sich im Mündungsgebiet bei den Erwachsenen zu halten hatten. Theodore, ihr Sohn, war viel zu zart für einen Jungen von sechs Jahren; er frohr leicht und hielt sich am liebsten im Haus auf. Fabia hingegen war stämmig und kräftig, doch sie war ein gehorsames Mädchen und tat, was man ihr sagte.

Nicht so heute. Fabia stürmte voran und der Bruder folgte ihr auf das tief ins Land gegrabene Bett zu, in dem der Fluss sich dem Meer entgegenwarf wie eine sittenlose Frau. Me-Me schrie noch einmal ihre Namen, doch je näher sie dem tosenden Wasser kamen, desto hoffnungsloser wurde ihr Versuch, gehört zu werden.

Der Wind schlug ihr ins Gesicht. Gleich würde ihr Junge, ihr schwächlicher einziger Sohn, dem Ufer so nahe kommen, dass die reißenden Kräfte des Wassers seinen Körper packen und mit sich zerren konnten. Hatten sie ihn einmal erwischt, so war er verloren. Me-Me konnte nicht schwimmen, und selbst jemand, der es gekonnt hätte, wäre gegen die Gewalt, mit der es den Fluss zum Meer trieb, machtlos gewesen.

Ihr kleiner Junge würde auf die endlose Wasserfläche hinausgeschwemmt werden, von ihm würde nichts bleiben, so als hätte es ihn nie gegeben. Fabia, die voranlief, würde es noch vor ihm erwischen. Sie war nur ein Mädchen und weder das einzige noch das wertvollste, aber sie war dennoch Me-Mes Kind, unter Schmerzen empfangen, unter Schmerzen geboren – wie durfte das seelenlose Meer sie einfach fortreißen?

Hatte Me-Me nicht genug Furcht durchgestanden, mehr als ein Menschenherz ertragen konnte? Nacht für Nacht hatte sie wach gelegen, neben sich Felicity, ihr Herzenskind, ihre Jüngste, deren Atemzüge klangen, als hingen die winzigen Lungen in verrosteten Ketten. Das kleine Mädchen hatte die Bräune. Ihr zarter Hals war geschwollen, das Gesicht unkenntlich verzerrt. Ihre Geschwister durften nicht zu ihr, weil die Krankheit wie ein Lauffeuer von einem zum

anderen sprang. Auch Me-Me hatte Dr. Albingham den Umgang mit der Kranken verbieten wollen: „Überlassen Sie das der Pflegerin, Mylady. Diese Krankheit ist eine Mörderin und Sie werden hier noch gebraucht.“

Sie hatte ihn angeschrien: „Wie können Sie so mit mir reden? Soll ich etwa zulassen, dass die Mörderin mein süßes Zauberkind bekommt?“

Er hatte sie grob an den Schultern gepackt. „Was wollen Sie? Einen Handel mit Gott abschließen, ihm Ihr Leben für das der Kleinen anbieten? Dann gehen Sie zu Vater Elias. Für Handel mit Gott besitze ich keine Befugnis.“

Vater Elias hatte Me-Me getraut, wie ein Viehhändler ein Zicklein dem Schlachter verkauft. Er war der Letzte, zu dem sie hätte gehen wollen, aber ihren Handel mit Gott hatte sie trotzdem geschlossen. Sie war bei der todkranken Felicity geblieben und hatte nächtelang gebetet: „Allmächtiger Gott, wenn du mein Kind rettetest, rette ich eines von deinen.“ Dass die Waisen und kleinen Bettler Gottes Kinder waren, hatte die Großmutter ihr beigebracht. „Herr im Himmel, nimm mir nicht mein Liebstes, ich habe doch sonst nichts, was mich hält! Wenn du sie mir lässt, rette ich das erste deiner Kinder, das du mir vor die Füße wirfst.“

Damals, in der Nacht vor ihrer Hochzeit, hatte sie auch zu Gott gefleht, doch nichts war geschehen. Diesmal aber schien der Allmächtige sich zu erbarmen. Eines Nachts wachte sie auf und stellte mit einem Blick auf die Standuhr fest, dass sie vier Stunden lang geschlafen hatte. Neben ihr lag Felicity, die schweißnassen Löckchen auf ihrer Wange getrocknet. Ihr Atem ging ruhig. Am Morgen sah Dr. Albingham ihr in den Hals und sagte: „Sie wird lange brauchen, um auf die Beine zu kommen. Aber sie wird gesund.“

Me-Me, die seit ihrer Hochzeit geglaubt hatte, von Gott verlassen zu sein, hatte sich jäh unverwundbar gefühlt. Ihr Kind war gerettet, es würde ihr bleiben. Was konnte ihr noch geschehen?

Und jetzt rannten ihre anderen Kinder, an die sie während Felicitys Krankheit kaum gedacht hatte, auf den Fluss zu, den der Wind ins Meer peitschte. „Theodore!“, rief sie über das flache Grasland hinweg. „Fabia!“ Die Kinder hörten sie nicht und rannten weiter: Theo, dem der Wind die Kappe vom Kopf riss, und Fabia mit fliegenden Röcken. Gleich kamen sie an die Stelle, wo das Ufer abschüssig wurde und die Füße im feuchten Sand ins Gleiten gerieten. Theo rutschte und stürzte. Fabia schloss zu ihm auf und fiel ebenfalls in den Sand.

Me-Me rannte, wie sie noch nie im Leben gerannt war. Das hohe Schilfgras zerschnitt ihr die Strümpfe, der Schlicksand gab nach und brachte sie zum Straucheln. Als sie den Kopf hob, sah sie noch immer die Silhouetten ihrer Kinder, die sich aus dem dunstigen Zwielflicht schälten. Sie knieten am Boden, zwischen sich etwas Schwarzes: ein totes Tier oder ein Büschel Treibgut.

Heftig atmete Me-Me auf. Ihr Lauf verlangsamte sich, bis sie in Schritt fiel. Theo und Fabia waren nicht fortgerannt, weil eine tückische Macht sie zum Wasser zog, sondern weil sie am Ufer dieses Etwas entdeckt hatten. Alles war gut, sie würden im Sand sitzen bleiben, bis ihre Mutter kam und sie außer Gefahr brachte. „Theodore, Fabia!“, rief sie, sobald sie nahe genug war, um gehört zu werden. „Geht von dem Ding weg, fasst es nicht an!“ Der Gedanke an einen Tierkadaver ließ Me-Me schauern. Ihre Kinder konnten davon krank werden.

Theo und Fabia wandten die Köpfe.

„Kommt hierher“, rief Me-Me und blieb stehen. „Zu mir.“ Alles in ihr sträubte sich, weiterzulaufen, als ginge ein Unheil von dem schwarzen Ding aus, das reglos im Sand lag. Theo und Fabia waren ängstliche, folgsame Kinder, aber heute widersetzten sie sich und blieben hocken. Schlick und Uferschilf waren feucht, womöglich überfroren. Sie würden sich erkälten. „Wollt ihr wohl gehorchen?“, rief Me-Me. „Lasst das liegen, ein totes Tier fasst man nicht an.“ Theo öffnete den Mund, sagte aber nichts und rappelte sich auf. Seine Schwester saß noch immer am Boden. „Es ist kein Tier, Mutter!“, rief sie entrüstet. „Es ist ein Mensch!“

Me-Me zwang sich, weiterzugehen. Im Schritt betrachtete sie ihre ältere Tochter, die derb und sommersprossig war, wie ihrem Vater aus dem Gesicht geschnitten. Sie sah kein bisschen hübsch aus und vermutlich gab es im ganzen Haus keinen Menschen, der über sie nachdachte, doch in diesem Augenblick fand Me-Me sie reizend. Ihre Augen blitzten. „Es kann doch kein Mensch sein, Fabia.“

„Und ob es einer ist, und ob und ob!“

Der Wind begann zu brüllen und das Tosen des Wassers rauschte Me-Me in den Ohren. Sie trat vor ihre Tochter und gab ihr einen Wangenstreich. „Jetzt rede nicht frech daher, sondern komm.“

„Mutter“, murmelte Theo so leise, dass es unter dem Gebrüll der Naturgewalten kaum zu hören war.

Me-Mes Blick fiel auf das Ding am Boden. Schwarz war nur das Haar, das durchnässt um den Kopf klebte. Der Körper war winzig, nicht mehr als bleiche Haut und Knochen, die Kleider in Fetzen, die dürren Arme und Beine nackt. Ein totes Kind, das der Fluss heraufgespült hatte wie den Wilden Mann, von dem die Leute im Dorf sich ihre Schauergeschichten erzählten. Ihr wurde übel. Sie packte ihre Kinder und wollte davonlaufen, zurück ins Haus, um so zu tun, als wäre nichts geschehen.

Aber das tote Kind war kein wilder Mann aus finsterner Zeit, sondern ein Mensch, der nach Christenart bestattet werden musste. Auf einmal hallten ihr die Worte ihres Versprechens in

den Ohren: Herr im Himmel, wenn du mir meine Kleine lässt, rette ich das erste deiner Kinder, das du mir vor die Füße wirfst.

Und wenn sie es nicht rettete? Wenn sie dieses arme Körperchen nicht aufhob und dafür sorgte, dass es ein Grab erhielt – würde die Krankheit erneut nach Felicity greifen, würde sie stattdessen ihrer Tochter ein Grab bereiten müssen?

Sie hatte keine Wahl. Mühsam bückte sie sich und drehte das Gesicht zur Seite, während ihre Hände in Handschuhen nach dem ausgemergelten Leichnam tasteten.

„Wir nehmen ihn mit“, sagte Fabia. Es war keine Frage, sondern eine Feststellung.

„Lauft voraus“, forderte Me-Me die Kinder auf. „Ich bringe es zu Vater Elias, der für ein Begräbnis sorgen wird.“ Sie unterdrückte ein Würgen und hob das nasse, fast gewichtslose Bündel in die Höhe.

„Er ist kein Es“, sagte Fabia und vertrat ihr den Weg. „Er ist ein Junge und er braucht kein Begräbnis. Wir müssen ihn mit nach Hause nehmen.“

Erster Teil

Iris

London, Mai 2012

1

„Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit“, sagte Iris, schaltete den Projektor aus und klappte die Mappe mit ihren Unterlagen zu. „Ich hoffe, dieser Einblick war interessant für Sie. Und wenn Sie das nächste Mal dem Helm von Sutton Hoo einen Besuch abstatten, verwenden Sie vielleicht einen Gedanken auf die Männer und Frauen, denen seine Rettung zu verdanken ist.“

Die kleine Schar von zehn, zwölf Zuhörern spendete höflich Beifall, ehe sie sich zerstreute. Vermutlich würden sie den Helm von Sutton Hoo als „gesehen“ abhaken und zur nächsten Attraktion weiterreisen, dem Stein von Rosette oder der Statue von der Osterinsel. Iris entfuhr ein Seufzen. Wie gern hätte sie ihre Begeisterung für dieses Fundstück aus versunkener Zeit den Besuchern vermittelt! Sie war Archäologin geworden und hatte sich auf das Frühmittelalter spezialisiert, weil das Leben der Angelsachsen sie von klein auf faszinierte. Seit sie als Sechsjährige mit ihrem Großonkel das Schiffsgrab von Sutton Hoo besucht hatte, kam es ihr vor, als wäre diese geheimnisvolle Welt ein Teil ihrer selbst.

Solange sie denken konnte, hatte sie sich eine große Familie, einen verzweigten Stammbaum und fest verankerte Wurzeln gewünscht. Stattdessen war sie nach der Trennung ihrer Eltern allein mit ihrer Mutter aufgewachsen und außer einer mürrischen zweiundneunzigjährigen Großmutter, die mit ihrem Bruder in Essex lebte, hatten keine Verwandten existiert. Jener

Bruder aber war mit ihr nach Sutton Hoo gefahren und hatte ihr die versunkene Geschichte ihres Volkes als Ersatz geschenkt.

Hinterher hatte er ihr im Souvenirshop der Anlage eine kindgerechte Ausgabe der *Historia ecclesiastica gentis Anglorum*, der Kirchengeschichte des englischen Volkes gekauft, die sie noch immer besaß. Dieses vielleicht erste Geschichtsbuch Englands hatte der angelsächsische Benediktinermönch Beda Venerabilis im 8. Jahrhundert verfasst, und mit ihm hatte Iris' Liebe zu dieser lange verschwundenen Epoche begonnen. „Das Leben des Menschen währt nur einen Augenblick“, hatte Beda Venerabilis geschrieben. Sich mit Geschichte zu beschäftigen, bedeutete für Iris, diesen Augenblick in ihren Händen festzuhalten.

Sie gab sich alle Mühe, etwas von dem Zauber an ihre Zuhörer weiterzugeben und ihnen deutlich zu machen, dass jenes fast vergessene Zeitalter der Angelsachsen so etwas wie die Geburtsstunde ihrer eigenen Kultur darstellte. In einem halbstündigen Vortrag, bei dem es nicht einmal Sitzplätze gab, war das jedoch kaum möglich. Wer nicht länger stehen konnte, zog weiter und vergaß den Helm von Sutton Hoo.

Seit Beginn des Jahres hielt Iris diese Galerievorträge im angelsächsischen Saal des British Museum, und inzwischen hatte sie ihre Arbeit gründlich satt. Aber Stellen für Archäologen waren dünn gesät, und wenn sie das Traumhaus halten wollte, das sie und Gareth gekauft hatten, musste sie nehmen, was immer sich ihr bot. Gareth stöhnte ohnehin, weil auf ihm die finanzielle Hauptlast lag. Im Gegensatz zu ihr hatte er bezweifelt, dass die Anschaffung eines Lagerhauses aus dem 18. Jahrhundert eine vernünftige Entscheidung war. „Das schaffen wir schon“, hatte Iris seine Bedenken beiseitegewischt. Sie hatte sich in das Haus verliebt wie in Gareth – auf den ersten Blick. Wo er Mängel und Schwächen sah, sah sie Potenzial.

Das änderte nichts daran, dass das Haus Unsummen verschlang und sie beide inzwischen recht zermürbt waren. Gareth hatte vorgeschlagen, Iris solle sich nach fachfremder, besser bezahlter Arbeit umsehen, aber das kam für sie nicht infrage. Sie hatte um diesen Beruf gekämpft, sie musste an ihm festhalten, oder es würde ihr nie gelingen, darin Fuß zu fassen. Also blieb ihr nichts übrig, als weiterhin gähnenden Museumsbesuchern Vorträge zu halten. Es gab Schlimmeres. Die aufregenden Grabungen, mit denen sie ihre Laufbahn begonnen hatte, waren nun einmal kostspielig und fanden nicht häufig genug statt, um das Heer der Archäologen zu ernähren. Sie packte ihre Sachen zusammen und machte sich daran, den Projektor aus dem Saal zu rollen.

„Ah, Irene. Gut, dass ich Sie noch erwische.“

Iris blickte auf und sah Andrew Sterne, den Kurator der Abteilung, im Durchgang lehnen. „Iris“, verbesserte sie und fragte sich, warum sie sich die Mühe machte. Der Mann verdrehte ihren Namen, solange er sie kannte.

„Ach, natürlich. Iris. So schnell, wie hier inzwischen die Gesichter wechseln, kann man sich die Namen dazu kaum noch merken. Versöhnt es Sie, wenn ich mit guten Nachrichten komme?“

Iris fand seine Miene gönnerhaft. Andrew Sterne gehörte zu jenen Akademikern alter Schule, die den Einzug von Frauen in ihre Gefilde noch immer nicht verkräftet hatten. „Für eine gute Nachricht heiße ich von mir aus auch Irene“, bemühte sie sich um einen Witz.

Sterne lächelte dünn. „Ich hätte einen Job für Sie“, sagte er. „Allerdings brauche ich eine schnelle Entscheidung.“

Iris hatte Mühe, sich ihre Erregung nicht anmerken zu lassen. „Worum geht es denn?“

„Der National Trust braucht eine Vertretung für einen Grabungsleiter, der einen Unfall hatte“, erwiderte Sterne. „Einen Spezialisten fürs Frühmittelalter. Sichtungsgabung. Von jetzt sofort bis zum Ende des Sommers – mit Ihren Erfahrungen in Kent hätten Sie so ziemlich die passenden Referenzen.“

Es klang zu gut, um wahr zu sein. Wenn diese Stelle keinen gehörigen Haken hatte – weshalb bot Sterne sie dann ihr und keinem männlichen Kollegen an? Dass er von ihr und ihrer Geschichtsauffassung nicht sonderlich viel hielt, hatte er bereits mehr als einmal deutlich gemacht.

„Und? Was ist?“ Sternes Fingernägel trommelten gegen den Türrahmen.

„Darf ich fragen, wo die Grabung stattfindet?“

„Sutton Hoo“, erwiderte der Kurator gleichmütig. „Zwei Grabhügel, die zur Sichtung ausgehoben werden. Das Projekt läuft bis Ende des Jahres, aber im September sollte der Leiter wieder auf dem Posten sein.“

Sutton Hoo. Das Mekka angelsächsischer Forschung, der Flecken in Suffolk, von dem sämtliche Kollegen ihres Fachgebiets träumten. Wenn sie dort drei Monate eine Grabung beaufsichtigte, hatte sie einen Fuß in der Tür, besaß den Trumpf im Lebenslauf, der ihr bisher gefehlt hatte. Drei Monate ohne Gareth waren allerdings ein hoher Preis. Ihre Ehe war jung, die Probleme mit dem Haus belasteten sie und Iris hatte Hoffnungen auf diesen Sommer gesetzt: Sie hatte sich lange Abende auf ihrer Terrasse am Kanal ausgemalt, Windlichter, Wein aus Korbflaschen und die Wiederentdeckung der Nähe, die ihnen im Alltag abhandengekommen war. Aber Gareth war Dozent an einer Wirtschaftsfachschule und hatte den Sommer über Semesterferien. Warum sollte er sie also nicht nach Sutton Hoo begleiten?

Suffolk war schön. Nicht sacht und lieblich, sondern wild und düster – weites Marschland, schwarze Wälder und die zerklüftete Küste der Nordsee. Iris war nur noch einmal, während ihres Studiums, dort gewesen, und damals hatte sie kaum Zeit gehabt. Jetzt sah sie sich und Gareth Hand in Hand durchs Schilf des Flussufers streifen, während die Nebel über den Gräbern versunkener Jahrhunderte sich lichteten. Viel zu selten hatte sie bisher Gelegenheit gehabt, mit ihrem Mann zu teilen, was sie an ihrem Beruf liebte. Außerdem würde ihr Verdienst ihm ein Stück Last von den Schultern nehmen – war es nicht das, was er sich seit Monaten von ihr wünschte?

„Wie gesagt, es ist ein Job für schnell Entschlossene.“ Andrew Sterne ließ noch immer hübsch manikürte Fingernägel auf das Holz des Türrahmens klopfen. „Allzu oft kommt es schließlich nicht vor, dass der National Trust uns um Schützenhilfe bittet. Wie Sie wissen, gibt es da gewisse Animositäten wegen dieses illustren Herrn.“ Mit dem Ellbogen wies er auf den Helm im Glaskasten. Der National Trust forderte seit Langem, der Kunstgegenstand müsse nach Sutton Hoo überführt werden, während das British Museum, das ihn während des Krieges in einem Londoner U-Bahn-Schacht in Sicherheit gebracht hatte, sich berechtigt fühlte, ihn zu behalten.

„Die Bedingungen werden Sie mir schon erläutern müssen“, hörte Iris sich sagen. „Aber wenn sie akzeptabel sind, hätte ich Interesse.“

2

Sie hatte Mühe, wie eine Frau von zweiunddreißig aus dem Bus zu steigen, statt wie ein kleines Mädchen vor Freude zu hüpfen. Der Bezirk, in dem sie lebte, war ein Brennpunkt – aufstrebende Akademiker, die alten Baubestand aufkauften, trafen auf Problemfamilien in zu engen Sozialwohnungen. Immigranten aus den ärmsten Teilen der Erde fanden sich Tür an Tür mit Langzeitarbeitslosen, die für ihr Elend einen Sündenbock suchten. Gerade deshalb aber liebte Iris diese Gegend. Sie platzte aus allen Nähten, war randvoll von jenem Leben, bei dem sie sich wie ein Zaungast fühlte. Sie sehnte sich danach, daran teilzuhaben, doch im nächsten Moment jagte es ihr auch Angst ein und scheuchte sie in sichere Entfernung.

Sie überquerte die Brücke und stieg die hölzernen Stufen zum Kanal hinunter. Dort unten wartete ihr Zuhause – ein einstiges Lagerhaus, das geschützt genug lag, um ihr Geborgenheit zu bieten. Wenn sie und Gareth die Rollläden herunterließen, wurde das Haus ihre Auster, und die Welt blieb ausgesperrt. Die Restaurierung kostete mehr als erwartet und würde Jahre in Anspruch nehmen, doch das änderte nichts daran, dass Iris lächeln musste, sobald sie ihr Haus erblickte.

„Es ist zu groß“, war das Erste, was Gareth gesagt hatte. Im Grunde war es das nicht, denn es besaß nur drei Schlafzimmer und einen einzigen Wohnraum, und dennoch hatte er recht: Es war zu groß für London, wo selbst Kleinstwohnungen ein Vermögen kosteten, zu groß für zwei Menschen mit mittleren Einkommen, die von niemandem ein Erbe zu erwarten hatten. Wäre es nicht so auffällig gewesen, hätten sie nicht einmal im Traum an einen Kauf denken können.

„Es ist groß genug“, hatte Iris gesagt. „Deshalb will ich es haben.“ Es war kein gleichgültig erbautes neues Haus, sondern eines mit Geschichte, und es sollte das Haus voller Leben werden, das sie sich ihr Leben lang erträumt hatte.

Über die Holzbohlen der Terrasse lief sie zur Tür. Es war ein heller, dunstiger Maiabend, die Platanen warfen gezackte Schatten übers Wasser und aus einem der Nachbargärten drang der würzige Duft nach Grillfleisch, eingelegt in Knoblauch und Rosmarin. „Gareth!“, rief Iris, ehe sie den Schlüssel ins Schloss steckte. Die Vorfreude ließ ihr Herz in hohen Hüpfen schlagen.

In den ersten Wochen ihrer Ehe war Gareth ihr entgegengekommen, doch inzwischen hatte er es sich abgewöhnt. Iris schob die Tür auf und trat in den weiten Raum mit den schrägen Deckenbalken, der Küche und Wohnraum zugleich war und das gesamte Erdgeschoss einnahm.

„Gareth?“

Für gewöhnlich saß er hinten, im Erker, wo sie zwei kleine Sessel und den Fernseher aufgestellt hatten. Manchmal erwiderte er ihren Gruß von der Küchenzeile her, wo er sich einen Imbiss aufwärmte. Iris hätte lieber mit ihm zusammen zu Abend gegessen, hätte gern Kerzenleuchter und halb welke Rosen zwischen die Gedecke gestellt, doch ihre unterschiedlichen Arbeitszeiten durchkreuzten solche Pläne. In diesem Sommer, dachte sie. Der National Trust stellte ihr ein Cottage zur Verfügung, von dessen Veranda sie das Meer sehen konnten.

Noch einmal rief sie den Namen ihres Mannes. Das Licht im Wohnraum brannte, also musste er zu Hause sein. Gerade als sie sich anschickte, oben nachzusehen, kam er die Treppe herunter, die große Sporttasche mit dem Aufdruck seines Karateklubs in einer Hand. Wie immer wirkte er elegant und gepflegt. Er trug sein helles, auf Figur geschnittenes Leinensakko über einem blauen Hemd, das seine Augen betonte. Ein Mann, der sich anziehen kann, hatte ihre Freundin Helen, die Modedesignerin, ihn genannt. „Iris“, sagte er, als verwundere ihn ihre Anwesenheit.

„Du bist ja ganz durch den Wind – was gibt es denn?“

„Das hier!“ Mit der Geste einer Zauberkünstlerin langte Iris in ihre Tasche und zog die Flasche heraus. Kein Champagner, das wäre Verschwendung gewesen, aber immerhin spanischer Sekt.

„Ich habe einen Job! Zwar nur über den Sommer, aber es ist der tollste Job der Welt und richtig Geld bringt er auch.“

Gareth ließ seinen Blick an ihr hinauf- und hinuntergleiten. „Schön“, sagte er. „Das freut mich für dich.“

„Für uns beide!“, rief sie. „Ich soll für drei Monate nach Suffolk, genauer gesagt nach Sutton Hoo, mit dem ich dir ständig in den Ohren liege! Ich kann es nicht erwarten, es dir zu zeigen, Gareth, ich kann es nicht erwarten, das alles mit dir zu teilen.“

„Schön“, sagte er noch einmal, stellte die Tasche ab und strich sich das sandfarbene Haar aus dem Gesicht. „Aber was habe ich damit zu tun?“

„Wir fahren zusammen“, antwortete sie. „Ich verdiene fast doppelt so viel wie jetzt, das heißt, du brauchst im Sommer keine Privatstudenten und die Isolierung des Kellers kann warten. Wir werden endlich einmal Zeit haben Zeit für uns.“

„Ob du Zeit hast, wird man dann ja sehen“, sagte er und wandte den Blick zum Fenster, wo der milchige Himmel sich bezog. „Mich sollte es wundern. Bisher hattest du, wenn es um deinen Beruf ging, jedenfalls keine. Höchstens noch ab und an für dieses Haus.“

„Das musst du doch verstehen“, versuchte sie ihm ins Wort zu fallen, aber er schüttelte den Kopf.

„Ich muss gar nichts mehr, Iris. Ich gehe.“

„Zum Karate?“ Er betrieb diesen Sport schon sein ganzes Leben, hatte ihn vor Kurzem jedoch aufgegeben, weil ihm Zeit und Geld für genügendes Training fehlten.

Gareth schüttelte den Kopf, sodass das eben zurückgestrichene Haar ihm wieder in die Stirn fiel. Sooft er das tat, hielt Iris inne, als hätte sie ihn gerade erst kennengelernt. In seine jugenhafte Attraktivität, die Sorglosigkeit, die er ausstrahlte, hätte sie sich jederzeit aufs Neue verlieben können. „Nein, nicht zum Karate“, sagte er. „Ich ziehe für ein paar Tage zu Janis. Danach wird man sehen.“

Janis war eine seiner Schwestern. Die Geschwister waren einander eng verbunden, aber Janis hatte drei Kinder und war gewiss nicht scharf darauf, in ihrem zu kleinen Haus obendrein ihren Bruder zu beherbergen. Iris verstand nicht, was er ihr sagen wollte. Der Raum mit seinen vertrauten Möbeln begann vor ihren Augen zu verschwimmen. „Zu Janis“, wiederholte sie sinnlos. „Was ist mit dir los, Gareth?“

„Was mit mir los ist?“ Er verzog den Mund zu einem seltsamen Lächeln. „Ich hätte nicht gedacht, dass du mich das doch noch fragst. Jede andere Frau wäre längst hellhörig geworden. Wir laufen in dieser Hausruine aneinander vorbei wie auf einem Verschiebebahnhof. Wenn wir überhaupt Worte miteinander wechseln, drehen sie sich um Geld, das wir nicht haben, oder um

Termine mit den Handwerkern. Morgens im Flur schnalzen wir uns wie Bruder und Schwester ein Küsschen auf die Wange, und dass wir noch wissen, wie Sex funktioniert, wage ich zu bezweifeln.“

„Oh, Gareth.“ Sie hob die Arme und setzte einen Schritt auf ihn zu, doch er wich zurück. Erschrocken blieb sie stehen. Sie war in einem Haushalt aufgewachsen, in dem körperliche Zärtlichkeit nicht stattfand, und hatte bis heute Mühe, sich ihrem Mann zu öffnen. Dass er sie zurückwies, wenn sie sich ihm zuwandte, hatte sie nie erlebt. „Es ist der Stress“, murmelte sie. „Die Geldsorgen. In Suffolk können wir zur Ruhe kommen. Du brauchst dich nicht mit deinen Studenten herumzuquälen und ich mich nicht mit meinen Museumsbesuchern. Ich leite eine Grabung. Würde es dir nicht gefallen, dabei zuzusehen?“

Schnaufend lachte er auf. „Natürlich, Iris: Die ganze Welt ist genauso besessen von alten Pötten und verbeultem Blech wie du, und seine Beziehungsprobleme löst man am besten, indem man gemeinsam Löcher in die Erde buddelt. Oder indem man sich eine verfallene Bruchbude kauft, die einen langsam, aber sicher auffrisst. Hast du eigentlich gehört, was ich gesagt habe? Ich fahre nicht mit dir in irgendein Paradies für Altertümer. Ich ziehe zu meiner Schwester, weil ich dich verlasse.“

Iris tastete nach Halt. Ihr Blick flog durch den Raum, über die Rückwand aus unverputzten Ziegeln und die Dielen aus naturbelassenem Holz. „Aber ...“, brachte sie erstickt heraus, „aber was wird denn mit dem Haus ...“

Wieder lachte er auf. „Weißt du, dass ich darauf hätte wetten können? Dein Mann sagt dir, dass er dich verlässt, und deine erste Sorge gilt dem Haus. Nun, um es frei heraus zu sagen, mich kratzt herzlich wenig, was aus dem Haus wird. Wenn du meine Hälfte der Hypothek übernehmen willst, habe ich nichts dagegen einzuwenden. Wenn nicht, lass uns dieses Fass ohne Boden lieber heute als morgen verkaufen.“

„Das ist nicht dein Ernst!“

„Was? Dass ich dich verlasse oder dass ich dein kostbares Haus verscherbeln will? Weißt du was? Solche Sachen lassen sich nie gut in der Hitze des Augenblicks regeln. Ich fahre zu Janis, und du machst, was immer du vorhattest, und wenn wir uns beruhigt haben, besprechen wir alles in Ruhe.“ Mit einer Hand hob er die Tasche auf, mit der anderen angelte er sich seine Jacke vom Haken.

„Du kannst doch jetzt nicht gehen“, rief sie und kam sich vor wie die Hauptfigur in einer Seifenoper.

Gareth zuckte die Achseln. „Ich wüsste nicht, warum nicht.“ Gleichmütig schob er Iris zur Seite und ging zur Tür. Als er die Klinke schon in der Hand hatte, drehte er sich noch einmal um.

„Du glaubst, du wünschst dir das alles – Beziehung, Liebe, Nähe, aber in Wirklichkeit lässt du lebende Menschen nicht an dich heran. Dieses Haus, auf das du so verrückt bist, ist nichts als die Kulisse für ein Stück, in dem du gar nicht spielen willst. Wenn du mich fragst, bist du mit deinem Beruf verheiratet, Iris. Leben reißt dich nur vom Hocker, wenn es bereits seit Hunderten von Jahren vorbei ist.“

Er zog die Tür auf und ließ den milden Abendwind herein, den süßen Mairduft und einen Schwarm von Mücken. Iris stand wie gelähmt. „Ich wünsche dir alles Gute“, sagte Gareth, der bereits zur Hälfte aus dem Haus verschwunden war. „Ich hoffe, dass du bei deinen vermoderten Schiffsgräbern findest, was du dir so dringend wünschst.“

3

Das kleine Haus war weiß getüncht und mit Schindeln gedeckt. Vor der schmalen Veranda erhob sich der grasbewachsene Wall, der den Küstenstreifen vor dem Zorn einer Sturmflut schützen sollte. Dahinter führte ein Streifen sumpfiges Grasland ans Ufer des Flusses Ore, der mit erstaunlicher Geschwindigkeit seiner Mündung zuströmte.

Von dem versprochenen Meerblick war nichts zu sehen. Außerdem stand das Cottage keineswegs in Orford, wie Andrew Sterne zugesichert hatte, sondern einen ordentlichen Fußmarsch durch menschenleeres Marschland vom Ortsrand entfernt. Nach Sutton Hoo würde Iris eine Viertelstunde mit dem Auto brauchen, was umso ärgerlicher war, als sie kein Auto besaß. Londoner brauchten kein Auto. Und Archäologinnen, die von ihren Männern verlassen worden waren und mit Fehlkäufen von Häusern dastanden, konnten sich keines leisten.

„Fährt hier ein Bus?“, hatte sie Dinah gefragt, die junge Frau mit dem zum Zopf geflochtenen Karottenhaar, die sie in Ipswich vom Bahnhof abgeholt hatte. Die ganze Zeit über, während sie Iris in ihrem Mini durch flaches, fast menschenleeres Land fuhr, hatte Dinah freiwillig kein Wort gesprochen. Stattdessen pfiff sie eine immer gleiche Folge von fünf Tönen oder kaute auf dem Ende ihres roten Zopfes.

„Bus?“, fragte sie jetzt. Es klang, als hätte Dinah sie gefragt, ob in der Gegend Dinosaurier herumstreiften.

„Irgendwie muss ich morgens ja an meinen Arbeitsplatz kommen“, erklärte Iris mit erzwungener Geduld.

„Im Auto“, schlug Dinah vor.

„Ich habe keines.“

In der Fahrt wandte Dinah ihr das Gesicht zu und musterte sie, als könnte sie das Auto irgendwo an sich versteckt haben. Als der Wagen auf dem nassen Asphalt ins Schlingern kam, wandte sie sich wieder der Fahrbahn zu und zuckte mit den Schultern.

Im stetig strömenden Regen hatte die Landschaft etwas Trostloses, Gottverlassenes. Das lange Gras, das der Wind bog, schien so grau wie der Himmel und das Band des Flusses. Nur die Wälder schnitten Streifen von Schwarz dazwischen. Vielleicht bin ich es, die Suffolk grau macht, dachte Iris. So wie andere die Welt durch eine rosarote Brille betrachteten, mochte sich die Netzhaut ihrer Augen durch trübe Gedanken grau verfärbt haben.

Sie fuhren weiter den Fluss entlang, der sich mit jeder Meile zu verbreitern und zu beschleunigen schien. Jäh tauchte das Meer auf, ein silbernes Glitzern am Ende des grauen Einerleis. In das Glitzern schnitt eine bucklige Landzunge, auf deren Kamm sich ein rot-weiß gestrichener Leuchtturm erhob. Das Orford Ness, die Nehrung, die jahrzehntelang als militärisches Versuchsgebiet genutzt und erst vor Kurzem wieder für Besucher freigegeben worden war. An der vorgelagerten Küste scharte sich eine Handvoll Häuser um die Ruine von Orford Castle. Erleichtert registrierte Iris, dass es hier doch so etwas wie Zivilisation und damit sicher auch Busverkehr gab. Gleich darauf bog Dinah in eine Seitenstraße ein und die tröstliche Menschensiedlung geriet außer Sicht.

„Wohin fahren wir denn?“ Der Regen wurde dichter, die Scheibenwischer kamen kaum noch nach.

Dinah unterbrach ihr Pfeifen und wandte erneut den Blick von der Straße, um Iris zu mustern.

„Hengist Place“, murmelte sie und blickte wieder nach vorn.

Das war der Name des Cottage, wie Iris ihn aus dem Vertrag kannte. Ein passender Name, wenn man bedachte, dass es sich bei Hengist um einen König der angelsächsischen Legende handelte. Mit der Fahrtrichtung dagegen konnte etwas nicht stimmen. „Das Dorf liegt doch dort hinten“, rief Iris. „Weshalb fahren wir denn von da weg?“

Dinah gab keine Antwort. Aus den Schleiern des Regens schälte sich eine Silhouette, die Iris im ersten Augenblick für ein verlassenes Kloster hielt. Das hohe Gemäuer war eisengrau, es hob sich gegen den Himmel kaum ab. Mit seinen zwei Türmen hätte es auch eine Festung sein können oder noch eher die Kulisse eines Gruselfilms. Ein Schauer stahl sich ihren Rücken hinunter. Sie wünschte sich, Dinah möge den Wagen wenden und zurück in Richtung Dorf fahren, irgendwohin, wo Menschen waren, wo aus dem Fenster eines Pubs Licht in die Trübnis drang. Die Frau aber fuhr unverwandt weiter und kaute auf ihrem Zopfende.

„Was ist das?“, fragte Iris kaum hörbar.

Dinah zuckte die Achseln. „Das steht leer. Schon immer.“

Hinter der Biegung war die Straße zu Ende, und die Weite des Marschlandes dehnte sich aus. Das kleine weiße Haus duckte sich hinter den Uferwall. Von dem grün gestrichenen Gartenzaun blätterte die Farbe, ein Pfahl war umgebrochen und der Wind bewegte eine leere Schaukel.

„Nicht hier“, entfuhr es Iris.

Auf dem knirschenden Kiesweg hielt Dinah den Wagen an. „Wie?“

„Hier kann ich nicht wohnen.“ Sie hasste es, in der Dunkelheit fern von Menschen zu sein. Schon als Kind hatte sie sich allein halb zu Tode gefürchtet, und selbst in London schreckte sie seit Gareths Auszug jede Nacht aus dem Schlaf. Weit und breit gab es kein Verkehrsmittel, mit dem sie nach Sutton Hoo gelangen konnte, keine Einkaufsmöglichkeit, keinen Pub, um an den langen Abenden der Stille und Einsamkeit zu entfliehen.

Dinah entnahm dem Handschuhfach ein Schlüsselbund und wies damit auf das Haus. „Hengist Place. Das ist es.“

„Ich kann da nicht wohnen“, wiederholte Iris. Entsetzt stellte sie fest, dass ihr Tränen in die Augen quollen. Sie hatte selten eine Person so unsympathisch gefunden wie diese Dinah, und dennoch wollte sie sie anflehen, sie nicht in der Einöde zurückzulassen, über die sich jetzt zudem die Schwärze des Abends senkte.

„Darüber müssen Sie mit dem National Trust reden“, sagte Dinah.

„Aber Sie sind doch vom National Trust!“, rief Iris.

„Ich?“ Dinah löste das Gummi aus ihrem Zopfende und zwirbelte die Strähnen um ihren Finger.

„Nein, bin ich nicht. Ich habe Sie nur abgeholt, weil Caleb mich darum gebeten hat.“

„Caleb?“

„Vom National Trust“, erwiderte Dinah gleichgültig. „Hier haben Sie die Schlüssel. Ich muss jetzt fahren.“

Iris' Protest erstarb. Keine Minute später fand sie sich mit ihrem Gepäck im Regen wieder und versuchte, mit einem Arm die Laptoptasche unter ihrer Jacke zu schützen, während die freie Hand mit dem Schlüssel im Schloss stocherte. Wind riss ihr an Haaren und Kleidern, als wäre November, nicht Mai.

Endlich gelang es ihr, die Tür zu entriegeln. Das schwindende Tageslicht fiel in einen holzgetäfelten Wohnraum mit niedriger Decke, aus dem ihr ein Duft nach Harz und Salzluft entgegenschlug. Auf dem Tisch in der Zimmermitte stand ein großer Korb und daneben lag ein Zettel. Zielsicher strebte Iris darauf zu und entdeckte, was sie erhofft hatte: handgeschriebene Anweisungen zum Gebrauch von Wasser, Gas und Elektrizität. Der Sicherungskasten befand sich gleich neben dem Eingang, und im Nu war das Zimmer in ein warmes Licht getaucht.

Wäre ich mit Gareth hergekommen, hätte ich dieses Haus geliebt, durchfuhr es sie. Der Wohnraum besaß einen Kamin, neben dem Feuerholz gestapelt lag. Eine Tür führte in eine altmodische Küche, deren Fenster auf windgepeitschtes Marschland hinausging, und über die hölzerne Treppe gelangte man ins Dachgeschoss. Oben gab es ein Bad mit Oberlicht und einer

in den Boden eingelassenen Wanne sowie einen winzigen Alkoven unter den Dachbalken, gerade groß genug, um sich zu zweit vor der Welt zu verkriechen. Die Versuchung, nach ihrem Handy zu tasten und Gareths Nummer zu tippen, war eine Sekunde lang überwältigend. Noch immer stand sie fassungslos vor der Tatsache, dass ihr Mann ihrer Ehe keine Chance mehr gab. Was für eine Frau war sie, dass sie sämtliche Warnzeichen übersehen hatte?

Im Innern fühlte sie sich wie schockgefroren: Wenn sie sich bewegte, hatte sie das Gefühl, das Eis knirschen zu hören, als könnten ihr Herz und ihre Eingeweide jederzeit zerbrechen. In ihrem Freundeskreis sprach sich die Nachricht von ihrer Trennung in Windeseile herum. Nach ein paar Tagen, während Iris verzweifelt mit Bankangestellten um ihr Haus kämpfte, hatte ihre Freundin Helen angerufen. „Hast du denn gar nichts gemerkt?“, hatte sie gefragt.

Nein, Iris hatte nichts gemerkt. In welchem Wolkenkuckucksheim hatte sie gelebt? Für sie war die Ehe, die sie mit Gareth geschlossen hatte, eine Entscheidung für den Rest des Lebens wie die für ihr Haus und ihren Beruf.

„Vielleicht liegt es ja daran, dass du ohne Vater aufgewachsen bist“, hatte Helen laut vor sich hin gedacht. „Woher sollst du armes Ding denn wissen, wie eine Ehe funktioniert?“

Offenbar hatte Iris es nicht gewusst. Sie war auch ohne Großväter, Brüder und Onkel aufgewachsen, ihre einzige männliche Bezugsperson war ein Großonkel, der nie verheiratet gewesen war. In dem traurigen Häuflein, das sie ihre Familie nannte, gab es keine Ehen. War ihre eigene wirklich deshalb gescheitert, ohne dass sie die warnenden Zeichen gespürt hatte?

Sie schüttelte sich. Jetzt war nicht der Moment, um den Schmerz zuzulassen, der ihr jedes Mal aufs Neue das Gefühl gab, ein verlassenes Kind zu sein, das niemand haben wollte. Ihr Magen knurrte nicht nur, er stimmte geradezu ein Gebrüll an. Es war bald acht Uhr, der düstere Tag erstarb und das Wetter wurde zusehends scheußlicher. Die Vorstellung, sich noch einmal hinauszuwagen und den endlosen Weg ins Dorf anzutreten, um etwas Essbares aufzutreiben, ließ Iris schauern.

Aber vielleicht gab es ja irgendwo einen Pizzaservice, der sich übers Handy erreichen ließ. Und womöglich hatte der freundliche Mensch, der ihr den Zettel geschrieben hatte, auch gleich ein paar entsprechende Nummern notiert?

Iris wandte sich zum Tisch und bemerkte den Korb. Neben einer Baguette-Stange ragten zwei Flaschenhälse über den Rand. Rotwein, schwerer, dunkelroter Rioja, von dem ein Glas genügte, um die allzu scharfen Konturen der Welt ein wenig weicher zu zeichnen. Zudem war der Korb bis obenhin gefüllt mit köstlichen Lebensmitteln, wie Iris sie sich nie geleistet hätte. In braunes Papier gewickelte italienische Käsestücke, dünn geschnittener Schinken, junger Feldsalat, rotwangig glänzende Äpfel, gelbe schmelzende Fassbutter und ein schimmerndes Stück

Schokoladentorte. Dazu Orangensaft, Mineralwasser und ein ganzes Pfund brasilianischer Kaffee.

Das Hühnchen, das sie mit dem National Trust zu rupfen hatte, wurde ein bisschen zahmer. Immerhin hatten sie jemanden – zweifellos eine Frau – zum Einkaufen geschickt, der sich darauf verstand. Natürlich würde sie ihren Arbeitgebern trotzdem klarmachen müssen, dass sie ohne Auto nicht meilenweit von der Grabungsstätte entfernt wohnen konnte, aber das ließ sich heute Abend nicht mehr regeln. Iris beschloss, das Nachdenken wie das Auspacken auf morgen zu verschieben. Stattdessen würde sie sich mit Käse, frischem Brot und einem Glas Wein in ein schäumendes Bad verziehen und anschließend versuchen, über den erfundenen Schicksalen eines Romans ihr eigenes Leben vorübergehend zu vergessen.